



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wien´s poetische Federn und Schwingen : Nicolaus Lenau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wien's poetische Federn und Schwingen*).

Nicolaus Lenau.



Das Jahr 1802 gab der französischen und der deutschen Nation zwei ihrer größten jetzt lebenden Dichter, im Jahre 1802 wurden Victor Hugo und Nicolaus Lenau geboren.

In Ungarn, dem Land des süßen Weines und der süßen, schwermüthigen Gesänge, deren uralte Melodien noch jetzt dieselben Empfindungen erwecken, aus denen sie entstanden; in Ungarn, wo sich die Einflüsse des trägen, träumerischen Orients mit dem lebendigen, feurigen Element des Volkes zu einer Mischung edelsten Muthes und weichster, schwärmerischer Hingebung an die Reize der Natur und des Lebens verbinden, — stand die Wiege Nicolaus Lenau's und sein Herz sog früh den Charakter seiner Heimath ein. Ohne die Theilnahme an deutscher Bildung wäre er mit den Zigeunern gewandert, melancholischer Erinnerungen voll den Ausdruck seiner ihm selbst unverständlichen Sehnsucht in den alten Liedern „Koboczy's des Rebellen“ suchend. Die Traurigkeit, die später gedankenbelastet wie eine gewitterschwere Wolke über seinem Leben hing, wäre im Gemüthe stecken geblieben, und Geige und Zimbel hätten hingereicht ihre Seufzer widerzugeben. Aber er verließ seine Heimath und widmete sich den Studien. Seine Schwermuth trieb ihn fort und fort nach einer fernen, unbekanntem Befriedigung und wenn Faust in das Meer alles Wissens tauchte, um auf dem tiefsten, letzten Grund den Knoten zu finden, in welchem sich alle Fäden des Daseins als in ihrem Ursprung zusammenschlingen, trachtete Lenau nur, noch von der Subjectivität sei-

*) Aus einer im Laufe der nächsten Monate erscheinenden größeren Schrift. Grenzboten. III. 1846.

ner vereinzelt Natur befangen, ihrem Grundprincip auf die Spur zu kommen; er hoffte die Nebel schauriger Dürstert, die ihm seinen tiefinnersten Gott verhüllten, im Licht aller menschlichen Erkenntniß zu zerstreuen. So jagte er sich von einer Wissenschaft in die andere, mit heißem, nach Beruhigung lechzenden Herzen; war heute Philosoph und Metaphysiker und verfolgte morgen die irren Wege des Rechts oder ging den Geheimnissen der Natur in den Gesetzen der Heilkunde nach, studirte Astronomie und las den Homer und die Bibel in der Ursprache. Es ist mit Staunen wahrgenommen worden, welchen unschätzbaren Reichthum an Wissen er in sich aufgespeichert hatte, aber „keiner von den Erdenplündern lange mich behalten kann.“ Blicke sein Geist im Wissensdrange auch „durch ein Fenster in die Welt“, er vermag es nicht lange die Finsterniß anzustieren

„Und er guckt zu einem andern
In die finst're Welt hinein,
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!“

Ermüdet und doch rastlos nach dem Heil suchend, verließ er Bücher und Pergamentrollen und verschrieb sich dem Genuß. Eine Reise in die österreichischen Alpen antretend, warf er sich mit einer durch Studien und Nachdenken nur geschärften Empfänglichkeit an's Herz der Natur. Noch hatte er nicht die Kraft in sich entdeckt, der reichen Welt seiner eigenthümlichen Anschauungen durch das gestaltende Wort einen sie ganz fassenden Körper zu geben und zu ernst war sein Sinn, als daß er, wie so Viele mit Sprachtändeleien hätte beginnen sollen, die gewöhnlich mehr eine Entweihung als eine Ankündigung der eigentlichen Dichterkraft sind. Er blieb stumm; aber als die Betrachtung einer großartigen Natur alle schaurigen Elemente seines Wesens durch einander rüttelte und ihm eine räthselhafte innige Verwandtschaft mit ihren erhabensten Erscheinungen verkündete; als ihm die Natur grell und laut, Antwort heischend in's Herz schrie, daß auch über ihr ein trostloser Schmerz hängt, die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese, wie im Menschen nach einer verlornen Versöhnung mit Gott und der Welt, — da riß das Band seiner Zunge, wie beim stummen Sohn des Krösus, als er das Schwert hängen sah über dem theuersten Haupt. Er sang seine ersten Lieder, sie flossen gleich lang verhaltenen Thränenströmen, in die sich die Erschütterungen eines reichen, gewaltigen Seelenlebens aufgelöset hatten.

00

Die Liebe zur Natur blieb vorherrschend in seinen Dichtungen und trägt bei allem schmerzlichen Ernst zuweilen einen kindlichen, naiven Zug, in dem sich die Eigenthümlichkeit des österreichischen Gemüthscharakters verräth. Lebhaft mußten ihm die Naturbilder, die seine erste Jugend umstanden, vor die Seele treten und in seinen „Schilfliedern“, in seinen „Haidebildern“ sind farbenreiche Landschaften durchklungen von den Zigeunergeigen, den „Grabstrenen“, die das Herz in das Verlangen nach einem süßen, berausenden Tod ziehen. Lenau liebte die Natur, nicht um der lieblichen Reize, um des idyllischen Friedens willen, der ihr zur Zeit der Matthisson und Hölty so viele poetische Huldigungen zuwandte; Lenau liebte die Natur wie eine Mutter, in deren unergründlich ernsten Zügen er den Geheimnissen seines Werdens und Wesens nachwühlte, die Natur wurde ihm zum Gegenstand der Forschung, nicht der materiellen, wissenschaftlichen, sondern der außerirdischen nach dem Geist oder den Geistern, die in ihr verborgen, und die, menschlichen Sinnen nicht wahrnehmbar und nur von den feinstbenervten Seelen geahnt, ihm nach einer Verkörperung, nach einer Gestaltung zu ringen schienen, die er ihnen durch sein Dichterwort zu geben bemüht war. So kommt es, daß Lenau trotz seiner überquellenden Lyrik in seinen Naturbildern epische Plastik erreicht; er ist ein Landschaftsmaler wie kein zweiter und gibt nicht blos das treue, tode Daguerreotyp des Darzustellenden, sondern läßt alle engelhaften oder dämonischen Stimmen, die beim Anblick großer Naturstriche leise das Herz durchtönen, laut und vernehmbar werden. Welche bezaubernde Melancholie durchbrauset seine Herbstlieder! Man hört die Blätter fallen im melodischen Takt; die Bäume ringen im Schmerz ihre nackten Aeste; aus dem Weltkern dringt die erschütternde Klage um das Erdenleben, das nichts ist als ein tägliches Sterben, und von süßer Todesmüdigkeit umschlossen steht der Mensch alles Herrliche entführt in ein Fremdes, wohin seine Erkenntniß nicht reicht, in's Vergessen. Welcher überschäumende Jubel in seinen Frühlingssliedern! Wenn die Nachtigallen reden könnten, sie würden Lenau's Lieder sprechen. Aber auch hier wird sein seligstes Frühlingssauchzen von lang gezogenen Schmerzensöhnen zerrissen, wenn er des Menschen Schicksal und Gemüth der paradiesischen Verjüngung der Natur nicht unterworfen, sich selbst „vom Frühling ausgeschlossen“ sieht. Wer hat wie er die Räthsel und Geheimnisse des Meeres erlauscht und verstanden? Mag er nun den Seejungfrauen zusehen, wie sie den Reigen üben „schweigend in den ewig trüben Meeresdämmerungen“, oder in der grauen-

haften Meeresstille auf den großen, ewigen Schmerz der Natur horchen, den sie ihm als Muttersegen „heimlich strömet in das Herz“. Und wie der Genius immer das Instrument, die technischen Hilfsmittel, durch welche er sichtbar wird, zu erweitern und seinen kühnsten Intentionen dienstbar zu machen weiß, hat sich auch Lenau eine eigenthümliche Dichtersprache gebildet, von allen fremden Einflüssen frei, nur an die marmorne Kraft und entschiedene Kürze antiker Sprachformen mahnend, dabei schmiegsam und festgeschlossen seine tiefsten und erhabensten Gedanken wie die zartesten Regungen seiner Empfindung vollständig verkörpernd. Lauscht man lange der Melodie Lenau'scher Verse, so glaubt man die Windsbraut zu vernehmen, die dem Uneingeweihten schreckensvoll an's Ohr schlägt, wer aber mit allen Reizen der Natur vertraut ist, dem wird sie zu einer gewaltigen, ungeheuern Musik, in die sich das Rauschen brechender Eichen, wie das Flüstern zephyrbewegter Rosen, die Zammertöne zerschlagener Völker, wie der Jubel spielender Kinder verloren haben.

Sah er schon die Brust der leblosen Natur vom Ein- und Ausathmen eines ewigen Schmerzes gehoben, mußte ihm derselbe mit noch schneidendern Spitzen erscheinen, als er sein Auge auf die Geschichte und die lebendige Menschheit warf. Das unergründliche Weh, die Sehnsucht nach einer Vollendung, in der sich die höchste Seligkeit mit der höchsten Erkenntniß zusammenschließen, hatte er allmählig aus der Befangenheit seines Selbst auf die objective Welt übertragen und wie es ihm in der Natur als verlornes Paradies, im Individuum als die verlorene Versöhnung mit Gott erkennbar geworden, trat es ihm in der Menschheit als die verlorene politische Freiheit entgegen. Er erweiterte den Schmerz um sich zum Schmerz um die Welt und dies ist der eigentliche, so oft verhöhnnte und nur von den Edelsten der Zeit, von geistigen Atlaffen getragene Weltschmerz. Die Freiheit hat keinen keuschern Sänger gefunden, dem sie unberührt von den Schmutzflecken des Tages in so reiner Gestalt erschienen wäre, mag er nun in den Polentliedern plastische Elegien um sie weinen oder in seinen spätern Schöpfungen mitten unter den blutigen Religionskriegen des Mittelalters sie als das einzige zu rettende Banner schwingen. Aber auch den Kampf um die politische Erlösung der Völker, der sich in wechselnden Formen durch die Geschichte zieht, betrachtete er nur in Beziehung zur allgemeinen Erlösung aus der Qual des Menschseins, das fortwährend zu zweifelhafter Ahnung verdammt, tantalusartig nach dem Quell der Gewissheit schmachtet. Indem er alle Dinge

dieser Erde in ihre Untauglichkeit zum Zweck einer solchen Erlösung zersetzte, gelangte er zum negativen Resultat des dialektischen Processes und seine Dichtungen wurden die Apotheose und das Märtyrertum des Scepticismus.

Aus solchen Elementen war sein erstes Buch, ein Band Gedichte, zusammengesetzt. Stolz und unbekümmert um persönliche Nachtheile, die österreichische Geseze über ihn hätten verhängen können, in seinen Handlungen, wie es dem echten Dichter ziemt, nicht niedriger als in seinen Gedanken, trug er, mit allen literarischen Manipulationen, mit Eliquentwesen und Kameradschaft unbekannt, sein Manuscript im Jahre 1832 selbst nach Stuttgart und bot es der Cotta'schen Buchhandlung an, die sich zum Verlag auf Fürsprache von Gustav Schwab entschloß, den nichts als eine flüchtige Einsicht in die Gedichte dazu bewogen hatte. Ziemlich gleichgiltig für den etwaigen Erfolg schiffte Lenau, noch während sich sein erstes Buch unter der Presse befand, nach Amerika.

Indeß er dort das realisirte Ideal politischer Zustände zu erforschen trachtete, aber endlich ziemlich unbefriedigt davon schied, indem auf der materiellen Grundlage in ihrer Vollkommenheit noch kein entsprechendes geistiges Nationalleben emporgeblüht sein konnte, war ihm in Deutschland groß und frei sein Lorbeer aufgeschossen und legte sich mit hundertblättrigem Rauschen um sein Haupt, als er die Heimath wieder sah. In den folgenden Jahren erschienen von ihm „Faust“, von der Kritik vielfach und zuweilen mit Recht angefochten und dennoch eine großartige Schöpfung bei höchster Vollendung der Form und meisterhafter Ausführung des Details die ganze skeptische Subjectivität des Dichters mit unermesslicher, lyrischer Gewalt zur Anschauung bringend. In diesem Werke zucken oft wenige, einfache Worte, wie ein Blitz erhellend, über alle Schmerzen des Daseins, hin und wieder macht sich darin Lenau's eigenthümlicher tragisch-erschütternder Humor geltend, der die prunkendste Weisheit mit einem Auflachen des Hohns in ihr Nichts zurückstößt. Hierauf folgte „Savonarola“, ein Buch, das oft heftig bekämpft, selten richtig aufgefaßt wurde. Es wäre eine schmachliche Unterordnung des großen Dichters, von ihm das allen künstlerischen Anforderungen entsprechende Epos zu verlangen. Sollte er seine große, gewissermaßen selbst der Weltgeschichte angehörende Menschennatur verläugnen, um frei von künstlerischen Einflüssen eine weltgeschichtliche Zeit künstlerisch zu reproduciren? Die Entwicklungen, die in ihm selbst vorgehen, sind uns wichtiger als das zufällig histo-

rische Gewand, in welchem sie wahrnehmbar erscheinen. Der Skepticismus, der an allen Dingen der Welt zerstörend nagt, fortwährend hoffend, daß er endlich auf den Körper treffe, fest genug ihn zu erdrücken und zu zerstören, mußte in dieser Hoffnung einmal auch nach dem Katholicismus greifen. Und es ist nur ein Zeichen von der Charaktergröße des Dichters, in der sich Mensch und Poet identisch umschlingen, daß er auch diese Richtung, und ohne noch zu wissen, daß sie nur eine momentane sein werde, der Welt offen bekannte, allen Mißdeutungen trotzend. Allein schon sein nächstes Buch, der zweite Band der Gedichte, gibt uns Lenau in seiner freien, großen Eigenthümlichkeit zurück, alle Elemente seiner Poesie zu einer noch bedeutendern Entschiedenheit herausgebildet. Aus der Wundergeige Mitschka's tönt muthig und wehmüthig zugleich die Seele des Magyarenlandes und in den „drei Zigeunern“ erscheint die Philosophie der Resignation, wie man das Leben „verraucht, verschläft, vergeigt und es dreimal verachtet“. Von welchem unnennbaren Zauber ist „der gute Gesell“, der das Menschenherz beschleicht, wenn es von Hoffnung und Liebe verlassen und auch der Glaube nicht mehr ausreichen will; ein Nachzügler aus dem Eden führt er einen räthselhaften Trost mit sich, in Stunden, wo Herz und Vernunft keinen mehr geben können; er ist das Mitleid unsichtbarer Geister um den armen, gefallenen Menschen. Die „zwei Polen“ erschöpfen die ganze Tiefe einer nie zu vernarbenden, nie auszublutenden weltgeschichtlichen Wunde und im „traurigen Mönch“ stellt sich wieder der große, geheime Schmerz der Natur hin, der nicht genannt werden kann, weil sein Name allein schon den Menschen zerschmettern würde. Auch die Ausbeute seiner Reise nach Amerika finden wir hier in plastischen Naturschilderungen, die belebt sind von kummervoller Erinnerung an die Heimath, „Ahlund, wie steht es mit der Freiheit daheim?“, während in schweren Wolken der Zweifel darüber hinzieht und finstere Todesgedanken gleich wilden Thieren durch den Urwald schleichen. Dem zweiten Bande der Gedichte folgte nach längerem Zwischenraume ein Romanzeneyklus die „Albigenser“, eine Aneinanderreihung erschütternd-großartiger Bilder, die mit dem Herzblut der Lenau'schen Muse genährt sind und deren Schluß auf den nie erlöschenden Kampf um die geistige und politische Freiheit der Völker hindeutet. Durch die einfachen, hier von tiefster Gewalt erfüllten Worte: „und so weiter“ werden die erhabenen Märtyrerthaten vergangener Jahrhunderte an die unserer Zeit und der Zukunft geknüpft.

Während der Vollendung dieser Werke lebte Lenau theils in Schwaben, wohin ihn besonders die Freundschaft für Justinus Kerner zog, theils in Wien, wo er allen literarischen Circeln und Vereinen entfremdet, nur einigen Erwählten zugänglich war. In stolzer Einsamkeit blieb er, dessen Muse sich in ehrenhafter Unabhängigkeit bewegte, von den Armseligen ferne, die das Unglück, ein Poet in Oesterreich zu sein, in die Schmach verwandeln, österreichische Poeten zu werden. Mit dem Fragment eines neuen Werkes „Don Juan“ reiste er im Frühling 1844 nach Stuttgart, als Deutschland plötzlich die erschütternde Kunde vernahm, daß Lenau wahnsinnig geworden. Man will die Ursache in ganz persönlichen Schicksalen, ja sogar in seiner physischen Constitution finden, dennoch wäre es möglich, daß das fortwährende skeptische Wühlen seines Geistes eine, wenn auch nicht unmittelbare Veranlassung dazu gewesen. Sollte er in seiner Entwicklung auf den Punkt gekommen sein, wo man ein Gott werden muß oder wahnsinnig? Sollte er glücklicher als Faust, den Urgrund alles Seins und Wesens entdeckt haben und weil man „die Wahrheit nicht ungestraft erblickt“ von den rächenden Göttern mit dem Wahnsinn, der nichts verrathen kann, geschlagen worden sein? Hat er sich die politischen Zustände Deutschlands tiefer zu Herzen genommen, als unsere liberalen Poeten und Helden mit dem Munde? Dann wäre dieser Wahnsinn eine Wahrheit, vor der die politischen Gedichte erbleichen und die politischen Dichter erröthen müßten. —

Anastastus Grün.

Neben dem düstern, nachtumhüllten Lenau, dessen unversöhnlicher Geist die Abgründe der Schöpfung noch tiefer geübt, die Klüfte zwischen Wunsch und Glück noch weiter auseinander reißt, wird als gleichzeitiger Strebengenosse Anastastus Grün genannt, die sonnenfrohe, blüthenberauschte Lerche, deren Lieder über alle Risse in der Natur und im Leben die Regenbogenbrücke der Versöhnung spannen. Nie wurde zwischen zwei Dichtern ein schärferer Contrast sichtbar, als in diesen Dioskuren am lyrischen Himmel Oesterreichs, die nur durch die gleiche Gesinnung verschwistert sind, durch den Muth, mit dem sie sich nicht feig in Maulwurfshöhlen verkrochen, sondern ihre schwellende Sängerbust in Gottes ganze freie Welt hinausstrugen. Besteht Lenau's Poesie aus einsamen Monologen, so hält Grün heitre Zwiesprache mit Lenz und Freiheit, mit allen Verklärungen des Daseins; nehmen

alle Gegenstände, die sich in Lenau's Seele spiegeln, die düstre Farbe ihres Elementes an, so haucht Grün in alle Gegenstände den lebensfrohen Athem seiner eigenen Brust. Er entblättert die Rosen nicht, um ihren Moder aufzudecken, er läßt sie blühen und gibt ihnen noch das Bewußtsein ihrer Schönheit dazu. Lenau erdrückt jeden äußern Stoff durch die Wucht seiner gewaltigen Natur, bis auf den Trümmern nur sie selbst in erhabener Erscheinung übrig bleibt; Grün's Poesie entzündet sich erst an den äußern Dingen, erst wenn es keine Sterne, keine Lerchen, keine Rosen mehr geben wird, sagt er selbst, wird der letzte Poet gelebt haben; er trägt aus seinem Herzen den Quellen ihr Rauschen entgegen und den Knospen die entfaltende Liebe, er legt in die ganze Natur, was sie dem Menschen zur Seligkeit macht.

Im Jahre 1806 geboren, lebte er zumeist auf seinen Familiengütern in Steiermark, und die Landschaften, die ihn dort umgeben, werfen mächtige Reflexe auf seine Dichtungen. Dieselbe frische, freie Gebirgsluft scheint sie zu durchwehen, und steht auch mancher Gedanke darin hoch wie ein Gletscher da, daß man staunend zu ihm aufsteht, so einsam und kalt ist er niemals, daß nicht noch ein warmes menschliches Gefühl sein trautes Hättlein dran bauen könnte.

Die erste Leistung, mit der er hervortrat, waren im Jahre 1830 die „Blätter der Liebe“, die aber durch den eben bezeichneten Charakter seiner Poesie, der die reine Empfindung nicht genügt, die sich durchaus an Objectives lehnen muß, mehr zu einer anmuthigen als zu einer bedeutenden Erscheinung wurden. Wirklich sehen wir darin die Gestalt und die Reize des Liebchens mit zarter Kunst gemalt, das Vögelchen und die Gartenlaube, Alles, was sie umgibt, tritt in selige Beziehung zu seiner Liebe, ja auch die Wehmuth wirft manchen reizenden Schatten darüber; aber die echte, tiefe, gewaltsame Empfindung rauscht nicht durch diese Blätter, wir sehen das frühlingshafte Räthsel ihres Entkeimens nicht, wir sehen sie nicht erfasst vom sommerheißen Gewittersturm der Leidenschaft, noch endlich welk zu Boden fallen, wenn die Frucht des Glückes oder des Schmerzes daraus gereift ist.

Gar bald jedoch fand sein Genius die rechte Bahn und kurz nach den „Blättern der Liebe“ erschien ein Romanzentranz „der letzte Ritter“. Im Sonnenuntergang einer uns so romantisch dünkenden Zeit wie das Mittelalter, glänzen Waffen und Rüstungen um so heller, wird die Ritterlichkeit um so edler; gleich dem sinkenden Gestirn des Tages faßt alles Scheidende seine ganze Wonne und all' seinen Glanz in einem letzten Moment zusammen. Drum ist der kaiserliche Held Maxi-

milian als Repräsentant einer untergehenden Epoche für epische Behandlung geeigneter, als sonst deutsche Geschichte; einerseits blickt sein Janusgesicht in die volle Herrlichkeit des langsam abzusterben beginnenden Mittelalters, andererseits in die sich vom Todten unter mannichfachen Kämpfen lösringende neue Zeit, wodurch wir mit den finstern Schrecken und entwürdigenden Volkszuständen jener Jahrhunderte gewissermaßen versöhnt werden. So war denn dieser Stoff ein vorzügliches Feld für Grün's Muse, die sich gern dem Edlen und Ritterlichen, dem Romantischen anschmiegt, zugleich aber nicht das Leichenhafte in seine Urelemente zersetzen, sondern mit neuem, lebendigen Leben erfüllen will. Der Geist dieses lebendigen Lebens geht nun auch durch das ganze Werk, zuweilen fast wie ein Anachronismus, wie eine zu frühzeitig schmetternde Lerche des künftigen Frühlings. Nach den treuherzig naiven Tönen seines echt österreichischen Gemüths gaukeln die Reize in Maximilians Zeit und Leben vorüber, Turnier und Gottesgericht, Krieg und minnigliches Lieben, deutsche Frömmigkeit und schalkhafter Humor. Ueber die Zerklüftungen und Schmerzen der Geschichte fliegt er leicht hinweg, ist doch Vieles seitdem ausgeglichen und wäre es doch Grausamkeit, den Boden der Vergangenheit aufzuwühlen, nur um schreckendes Todtengebein daraus hervorzuziehen, er gräbt lieber nach ewig funkelnden Schätzen. Der glückliche Gedanke, dem Nibelungenvers wieder neue epische Geltung zu verschaffen, belohnt sich, indem er mit seinem weichen, melodischen Schritt zwanglos alle Tonarten der Darstellung erreicht. Deutschland begrüßte das Werk mit überraschter Aufmerksamkeit und wird es für immer in liebevollster Erinnerung hegen.

Aber seine Muse sollte den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart einen noch reichern Tribut zollen, als es im „letzten Ritter“ nur beziehungsweise geschehen konnte. Die Julirevolution trug das Wort „Freiheit“ wieder mit Donnerstimme durch Europa, daß sich ihm sogar das dafür so harte Ohr Deutschlands nicht ganz verschließen konnte, und selbst nach Oesterreich drang es, wo es freilich kein laufschendes Volk, weil überhaupt kein Volk fand, aber doch die stille, versteckte Theilnahme der Edlen und den begeisterten Schmerz des Poeten. Anastasius Grün hatte den Muth, diesen Schmerz auszusprechen und die für die darauf folgende politische Poesie so folgenreichen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ erschienen. Der mißbrauchte Name Tyrtaus wird Keinem mit größerm Rechte beigelegt als Grün, wenn er auch durch seine Gesänge keine Nation zu Thaten, nur ein

Lesepublicum zu enthusiastischem Beifall entflamnte. In den „Spaziergängen“ ist Grün der echte, wahrhafte Volksdichter, der Béranger Oesterreichs; das Gemüth des Volkes selbst mit seiner Naivetät und Ursprünglichkeit bricht, plötzlich zum Bewußtsein gekommen, in erschütternde Trauer aus über den Zwiespalt seines göttlichen Wesens und Berufes mit dem bösen und ungöttlichen Staatsprincip. Daß diese Trauer aber nicht ganz in elegische Weichheit zerfließe, noch völlig in die Raserei des Jornes überspringe, dafür spricht der Humor, der sich überall entzündet, wo das Edle, ursprünglich Gute, wie es eben immer in einem Volke liegt, mit dem Unnatürlichen und Bösen in Reibung geräth. Denn das Gute bewußt oder unbewußt davon durchdrungen, daß es zugleich das Resultat der höchsten Weisheit sei, kann auch das Böse nicht als böß, nur als belachenswerthen Unverstand erkennen. Sein Jorn ist kein Verstoßen in rettungslose Verdammniß, sondern ein kräftiger Aufruf zur Seligkeit, die es selbst genießt, die Strafe, die es ertheilt, ist kein Tod ohne Auferstehung, sondern das oft nur durch Zerflören mögliche Einslößen des Lebensprincips, in welchem es sich selbst bewegt. Im Bewußtsein dieses Guten geht der Wiener Poet in den Burgen und Verschlägen des Absolutismus „spazieren“ noch mächtiger davon ergriffen, daß aus jedem dumpfen Kerkerloch die Aussicht herrscht auf die bezaubernden Landstriche des naturschönen Oesterreich und auf einen ebenso schönen, treuherzigen Menschenschlag, der jetzt gezwungen ist, blind sich nur durch das Gemüth zu äußern, vielleicht aber die geistigen Elemente zu einem weltgeschichtlichen Nationalberuf in sich trägt. Wo er verdammten muß, möchte er selig machen, wo er mit dem spitzigsten Pfeil tödtet, möchte er ein höheres Dasein an die Stelle setzen. Unendliche Liebe bewegt ihn zu dem Versuche, das Hassenswerthe unter den Rosen zu ersticken, die es umblühen, die unerschütterliche Stabilität durch den süßen Wein des eigenen Landes zum Taumeln zu bringen. — So steht Grün wie der Geist eines Volkes vor uns, nicht eines abgeschiedenen, vielmehr eines noch nicht gebornen, seiner selbst noch nicht bewußten Volkes, aus dessen Embryo nur der Einzelne in einer vollendeten Entfaltung hervorging, deren Keime im ganzen Volk unfruchtbar schlummern. An seiner Erscheinung wird uns klar, welcher Entwicklungen der österreichische Volksgelst fähig wäre, wenn er einmal geweckt würde, welcher lebenswürdige und weltbedeutende Nationalcharakter zum Vorschein käme, wenn einst der giftige Sumpf, in welchem er jetzt verstümmelt schmachtet, ausgetrocknet würde. Zur Bewunderung und Liebe für Grün muß sich doppelte Wehmuth ge-

sellen um die Heimath, der er entsprossen, doppelter Jorn gegen den starren, unerbittlichen Winter, der dort mit eiserner Faust tausend erblühen wollende Weltlenze zerdrückt. Aus diesen zu Grunde gegangenen Lenzen hat sich Grün, der einzelne Strauch, der rosenübersäete, nachtigallenbewohnte, gerettet, herrlich genug, um die Pracht des vernichteten Ganzen genugsam ahnen und bedauern zu lassen. —

Die folgenden Werke Grün's waren eine Sammlung von Dichtungen „Schutt“, in denen sich der Gesichtskreis des Dichters bis zu einer gewissen philosophischen Ahnung erweiterte, welche die endliche Ausgleichung aller irdischen Kämpfe und das Versenken der Menschheit in einen ewigen äußern und innern Frieden, der Religion und Freiheit zugleich ist und deshalb beide nicht mehr zu nennen braucht, in Aussicht stellt. Die geniale Gabe, den äußern Stoff mit den blühendsten Gedanken-Arabesken zu umkleiden, der ganzen Schöpfung gleichsam zum Gefühl ihrer Größe und Schönheit zu verhelfen, zeigt sich in diesem Werke bis zur Virtuosität ausgebildet. Die Phantasie baut sich aus übriggebliebenem Schutt das einst Vorhandene noch blühender auf, als es in Wirklichkeit war. So klettert hier der Dichter an dem verfallenen venetianischen „Thurm am Strande“ empor, die einstige Dogenrepublik zu überschauen und eben aus der Brust des Gefangenen schlägt ihm die Gluth für die Freiheit in um so hellern Flammen entgegen; so läßt er durch die „Fensterscheibe“ den letzten Rest eines Klostergebäudes das ganze Licht seines Geistes dringen und es zeigt ihm ebenso klar die Weltbedeutung des Mönchthums mit allen Schrecken, wie die stille Lust und das selige Genügen des der Welt entsagenden Eremiten. Das Schiff „Cincinnatus“ wird ihm die Brücke zwischen dem glänzenden Schutt Pompeji's, über welchen Jahrtausende hinschritten und der erstgeborenen, erst in die Weltgeschichte eingetretenen Republik der neuen Welt. Auf den Trümmern Palästina's endlich begeht er „fünf Ostern“ in durch Jahrhunderte getrennten Zeiträumen und läßt auf diesen orientalischen Schutt einen sinnreichen Widerschein occidentalischer Geschichte und Entwicklungskämpfe fallen. Prophetisch sieht er diese Kämpfe versöhnt, das Schwert ist wieder Pflugschar und das Marterholz vererbt nicht mehr auf die Welt die Schmerzen, die es vorstellt, sondern ist unter den vielen Rosen, die es umblühen, unkenntlich geworden.

Einige Zeit später erschienen die gesammelten Gedichte, in kleinern Bildern alle angedeuteten Vorzüge seiner Muse abspiegelnd, jugendfrische, eigenthümlich rührende Naivetät des Gemüthes, lebendige Dar-

stellung des Außerlichen, sinnreiche, bis zum Humor ausgebildete Beschaulichkeit und flammende Begeisterung für alle edlen Triebe unserer Tage. Seine Verse entfalten den üppigsten und originellsten Bilderreichtum, ohne ihn durch Zwang herbeizuziehen, nur wird in den kleinern Dichtungen zuweilen ein unmelodisch rauhes Ringen mit der Sprache hörbar, wie er denn überhaupt nicht das feine Ohr eines Lenau oder Platen für den Numerus des Verses besitzt.

Grün schwieg nun consequent sechs Jahre und nur stets erneuerte, zahlreiche Auflagen seiner Werke bezeugten den fortgesetzten innigsten Verkehr seiner Muse mit der deutschen Nation. Im Jahre 1843 endlich erschienen die lang erwarteten „Nibelungen im Frack“, eine stark gewürzte, an vortrefflichen Einzelheiten reiche politische Satyre, die aber nicht den verdienten Erfolg fand, vielleicht weil Deutschland in seinem Mangel an politischem Volksbewußtsein für das Verständniß derartiger Dichtungen nicht reif, nicht glücklich genug ist. In England wäre mit einem solchen Werke unsterblicher Ruhm zu gewinnen, in Deutschland muß es befremden als Resultat einer Zeit, die noch gar nicht vorhanden ist, einer Zeit, in der man auf elende Zustände mit dem heitern, lachenden Gefühl zurückblicken wird, sie überstanden zu haben. Einige Stellen in den „Nibelungen“ richteten sich durchbohrend gegen Herwegh, der die hohlen Verdächtigungen, die Grün's langes Verstummen rege machte, in einem giftigen Pfeil concentrirte. Herwegh hat damit die Wahrheit seiner noch nicht dichterisch bethätigten, nur mit rhetorischem Pathos zur Schau getragenen Gesinnung selbst in Zweifel gestellt. Denn wie ein übermüthiger Ritter, der gegen den Meister seines Ordens eine ungerechte Waffe schwingt, dadurch den Geist des Ordens selbst verläugnet, hat Herwegh am Geist der Partei gefrevelt, auf deren Sinne er sich stellte, indem er einen ihrer edelsten Vorkämpfer, Grün, den Meister vom Orden der politischen Dichter, auf unbeglaubigten Verdacht hin mit brutalem Hohn überfiel. Der Dichter wird nur vom Dichter verstanden und sollte darum vom Dichter am wenigsten verkannt werden. Und es ist nicht nur unpoetisch, es ist gemeine Fraubaserei und Klatschsucht, die Motive seines Urtheils über einen öffentlichen Charakter nicht aus seinen öffentlichen Leistungen, sondern aus immer mehr oder minder unklar bleibenden Privatverhältnissen herzuleiten. Ein Mann, der wie Grün nicht nur als großer Poet, auch als großer Charakter in die Literatur eintrat, bleibe von jenem goldenen Wolkenimbus umgeben, aus dessen Verhüllung die Weisheit der Alten unsichtbar ihre erhabenen Drakel ertönen ließ. Noch liegt

kein positiver Thatbestand vor, der auf eine Apostasie zu schließen berechtigete; noch hat Grün nicht aufgehört, auf „Tyrannen“ zu reimen „von Damen“ und so lange wir ihn nicht zum Hofdichter werden und unter österreichischer Censur schreiben sehen, so lange es nicht sein Kammerherrnschlüssel ist, der dem Bessern in Oesterreich den Zugang versperrt, werden uns die schlimmsten Denuncianten, nämlich die Liberalen, die Freude an einer Erscheinung nicht trüben, die ein heute lebender Ulrich von Hutten Bruder nennen müßte. —